

Proseminar zu:

G.W. Leibniz, Confessio philosophi, Das Glaubensbekenntnis eines Philosophen

Ergebnisprotokoll vom 26.10.1999 von Dominique Kaspar

Gliederung

1. „Confessio philosophi“ – Einführendes und Klärendes zum Titel des Dialogs
 - 1.1. Die Beziehung von „Glaube“ und „Vernunft“ in der Struktur des Dialogs
2. Philosophie als Struktur, als „Reflektorraum“ des Glaubens
 - 2.1. Selbstbescheidung der Rationalität
 - 2.2. Praktische Herangehensweise an die Problematik, Verfahrensdefinition
3. Die philosophische Definition Leibnizens als Mittel zu klaren Begriffen
 - 3.1. Der Disput um die Theodizee als Beispiel
 - 3.1.1. Die These der Gerechtigkeit Gottes
 - 3.1.2. Die Definition des Begriffs ‚Gott‘
 - 3.1.3. Die Definition des Begriffs ‚gerecht‘
 - 3.1.4. Die Definition des Begriffs ‚lieben‘
 - 3.1.5. Die Definition des Begriffs ‚freuen‘
 - 3.1.6. Die Definition des Begriffs ‚Harmonie‘
 - 3.2. Problematik: Liebe als Voraussetzung für Gerechtigkeit
 - 3.2.1. Die doppelte Bedeutung des Begriffs ‚Ratio‘
 - 3.2.2. Theoretische Rationalität
 - 3.2.3. Praktische Rationalität
 - 3.2.4. Thesen und Antithesen zur Problematik
 - 3.2.5. Leibnizens Begriff der Harmonie als Einheitspunkt von Vernunft und Neigung

Protokoll

1. „Confessio philosophi“ – Einführendes und Klärendes zum Titel des Dialogs

„Confessio philosophi, Das Glaubensbekenntnis des Philosophen“, der Titel des in diesem Proseminar behandelten Buchs formuliert bereits die Grundproblematik bzw. das Spannungsfeld, in welchem sich der Dialog von Leibniz bewegt: Das Verhältnis von „Confessio“ (Glaube, Bekenntnis) zum philosophieren, zur Philosophie. In dialogischer Form lässt Leibniz einen Theologen (als Katechet) einen Philosophen (als Katechumene) über die Vorstellung eines gerechten Gottes befragen, lässt ihn seine Vorstellungen mit mathematischer Genauigkeit definieren, um so Klarheit in das Verhältnis von Glaube und Vernunft zu bringen.

1.2 Die Beziehung von Glaube und Vernunft in der Struktur des Dialoges

„Confessio philosophi“ ist als Dialog konzipiert, wobei hier klar zwischen Lehrendem und Lernendem, zwischen dem Theologen als Katechet und dem Philosophen als Katechumene unterschieden wird. Der Theologe provoziert den Philosophen zu Aussagen, welche mit präzise definierten Begriffen wiederum sein Verständnis von der Theodizee, der Gerechtigkeit Gottes, definieren. Dies soll der Klärung des Verhältnisses zwischen Glaube und Vernunft dienen, soll ihre Vereinbarkeit und Nicht-Ausschließlichkeit veranschaulichen und dem Leser darlegen. Historisch könnte man diesen philosophischen Ansatz mit der Scholastik vergleichen, welche eben diesen Anspruch hatte, nämlich Gott mittels der Vernunft zu begreifen und zu erklären.

2. Philosophie als Struktur, als „Reflektorraum“ des Glaubens

Während es die Aufgabe des Theologen ist, ohne Rückgriffe auf überlieferte Dogmen und Vorwegnahmen diesen Disput – als Katechet – zu führen, lässt Leibniz den Philosophen über Antworten auf die Fragen des Theologen, also mittels philosophischer Rationalität, eine Grundstruktur entwerfen, ausschließlich auf definierten Begriffen aufbauend, in welcher sich, nach Beseitigung aller Zweifel und Unklarheit, „das Licht der Offenbarung“ (Confessio Philosophi, S.33, Z.11), welches einzubringen wiederum die Aufgabe des Theologen ist, wiederfinden kann. Somit gewinnen nach Leibnizens Ansicht beide, Theologe wie Philosoph, da nunmehr „die Geister vom reineren Widerschein ihrer Strahlen getroffen werden“ (C.P., S.33, Z.11-12), sich also findet, was zusammen mehr ist als die Summe beider Teile.

2.1 Die Selbstbescheidung der Rationalität

Hinter Leibnizens Vorstellung einer notwendigen Verbindung von Glaube und Vernunft steht die Idee einer endlichen Rationalität, einer Rationalität mit Grenzen. Wo der Mensch nicht in der Lage ist, sich mittels Rationalität zu komplettieren, den sozusagen überrationalen Glauben durch ein rein rationales Konstrukt zu ersetzen, also eine rationale Totale zu denken, zeigen sich die Grenzen der Vernunft. Die Rationalität hat sich zu bescheiden, zu konzentrieren auf die Dinge, die ihr Gegenstand sind. Sie kann, und das ist nach Leibniz ihre höchste Vollendung, dem Glauben, dem Licht des Glaubens, eine Struktur denken, ihm zu seiner durchdachten Wahrnehmung durch den Glaubenden verhelfen und sich so, da sie nun den Glauben „Eintritt“ gewähren kann, ihn denkend zulassen kann, selbst transzendieren, dem Mensch die Komplettierung durch den Glauben ermöglichen.

2.2. Praktische Herangehensweise an die Problematik, Verfahrensdefinition

In diesem Proseminar wollen wir nun die von der Seite der Vernunft, also von philosophischer Seite aus, gedachte Struktur nachdenken, wollen sie argumentativ auf ihre Anwendbarkeit auch gerade im Hinblick auf heutige gültige Gesetzmäßigkeiten und allgemeine Umstände überprüfen und ihre eventuellen Fehler darlegen.

Hierbei wird, neben dem Mittel der offenen Diskussion als zentralem methodischen Element, das Verfassen einer Protokollsequenz zum selbständigen Nachvollziehen philosophischer Wege des Argumentierens eine große Rolle spielen, da dieses Procedere eine Verarbeitung der Ideen sowie eine Formulierung in eigenen Worten erforderlich macht.

3. Die philosophische Definition Leibnizens als Mittel zu klaren Begriffen

Um in der Philosophie verständlich und rational zu bleiben, ist es notwendig, in klarer und logisch nachvollziehbarer Art und Weise zu argumentieren. Da im allgemeinen Sprachgebrauch die Verwendung einzelner Begriffe oft unterschiedlich interpretiert wird (z.B. „Glück“) ist es für einen Philosophen notwendig, durch Begriffsbestimmungen und -definitionen das jeweils von ihm Ausgesagte allgemein verständlich zu machen.

Insbesondere bei philosophischen Diskussionen ist es wichtig, dass sich die Debattierenden auf gemeinsame Grundlagen bzw. Begriffsdefinitionen einigen, da sonst keinerlei Fortschritt möglich ist.

Leibniz geht in diesem Punkt mit mathematischer Präzision vor: Jeder Ausdruck, der für weitere Erklärungen und Definitionen gebraucht werden soll (z.B. „Liebe“ bei der Definition von „Gerechtigkeit“), wird zuvor in einer von beiden Seiten akzeptierten Definition

bestimmt. Somit lassen sich auch komplizierte Zusammenhänge stets in ihre einzelnen Begriffsdefinitionen aufschlüsseln und begreiflich machen.

3.1. Der Disput um die Theodizee als Beispiel

Leibniz möchte durch seinen Dialog das Verhältnis von Glaube und Vernunft klären, es ermöglichen, dass sich diese beiden „Geister“ (C.p., S. 33, Z.11) voneinander profitierend in eine Struktur denken lassen. Hierbei ist die Erörterung der Gerechtigkeit Gottes, der Theodizee, ein zentrales Thema: der Philosoph argumentiert mittels im Verlauf des Dialoges definierter Begriffe (welche zu hinterfragen und [welchen] zur Definition aufzufordern wiederum die Aufgabe des Theologen ist), wie die Gerechtigkeit Gottes rational erklärbar ist. Da es Leibniz' Überzeugung ist, dass Vernunft und Glaube, Rationalität und Spiritualität nicht voneinander getrennt, sondern nur einander ergänzend wohltätig wirken, ist es notwendig, die Vernunft als rationales methodisches Element für die Hinführung zum Glauben zu verwenden, also mathematisch-logische Begriffsdefinitionen zur Grundlage jeder philosophischen Aussage zu machen.

3.1.1. Die These der Gerechtigkeit Gottes

Die Grundannahme, welche der Philosoph nicht für eine Glaubensfrage hält, sondern vielmehr für eine beweisbare These (Vgl. C.p., S.33, Z.18), ist die der Gerechtigkeit Gottes:

TH: [...]

Glaubst du, dass Gott gerecht ist?

PH: Ja, ich glaube es, oder vielmehr: ich weiß es.

Diese These wird nun im Verlauf des Dialoges mittels Begriffsbestimmungen und logisch-argumentativen Schlüssen untersucht.

3.1.2. Die Definition des Begriffs „Gott“

„Gott“ ist für den Philosoph eine sowohl „allwissend“ wie auch „allmächtig“ zu charakterisierende Substanz (Vgl. C.p., S.33, Z.20). Dies ist insofern interessant, als Leibniz hier (Vgl. C.p., 4. Anmerkung, S.136) die Allwissenheit Gottes seiner Allmacht gleichsetzt.

3.1.3. Die Definition des Begriffs „gerecht“

Gerecht ist für den Philosophen der, der alle liebt. Zum genaueren Verständnis dieser Definition ist es wichtig, Leibnizens Unterscheidung zwischen der theoretischen und der praktischen Rationalität heranzuziehen (Siehe Punkt 3.2.1.).

3.1.4. Die Definition des Begriffs „lieben“

Lieben bedeutet für Leibniz die Fähigkeit, sich am Glück Anderer zu freuen.

3.1.5. Die Definition des Begriffs „freuen“

Freuen, also Freude empfinden, definiert Leibniz über einen Zustand der Harmonie. Die Harmonie gilt Leibniz als Urmotiv sowohl göttlichen wie auch menschlichen Handelns (Vgl. Punkt 3.2.5.).

3.1.6. Die Definition des Begriffs „Harmonie“

Die Definition des Begriffes Harmonie ist komplizierter als die vorherigen, da sie für Leibniz, wie bereits angesprochen, die Urmotivation allen Handelns darstellt. Harmonie ist dort, wo scheinbar konträres wie z.B. „Ähnlichkeit“ und „Mannigfaltigkeit“ zusammenkommen, wo die Gegensatzpaare in einer höheren Einheit zusammenspielen (Vgl. Punkt 3.2.5.).

3.2. Problematik: Liebe als Voraussetzung für Gerechtigkeit

Nachdem die verschiedenen Grunddefinitionen erklärt sind, gilt es, problematische Implikationen der bislang postulierten Grundsätze auszuführen.

Die Definition von „gerecht“ mittels „lieben“ wurde als problematisch angesehen, da Liebe ein subjektiv-emotionaler Vorgang sei, Gerechtigkeit jedoch rationale Objektivität als maßgebliches Qualitätsmerkmal habe. Aus der folgenden Debatte folgte die Erkenntnis der notwendigen Unterscheidung zwischen theoretischer und praktischer Rationalität bei Leibnizens Definition.

3.2.1. Die doppelte Bedeutung des Begriffes „Ratio“

Festzustellen gilt, dass die Definition von Gerechtigkeit mittels der Liebe nicht hinreichend im Sinne der theoretischen Rationalität (Siehe Punkt 3.1.2.) ist. Da Rationalität im allgemeinen Sprachgebrauch Emotionalität, Neigungen und Tendenzen ausschließt, sieht man sich bei der Lektüre der betreffenden Stellen des Dialoges mit der Notwendigkeit konfrontiert, eine Unterscheidung zwischen dieser theoretischen, absoluten Rationalität und einer praktischen Rationalität (Siehe Punkt 3.2.3.), welche Emotionen und Neigungen nicht a priori ausschließt,

zu treffen. Diese Unterscheidung ermöglicht die Verwendung der Vernunft unter Einbeziehung der Interessen, in diesem speziellen Fall der Liebe.

3.2.2. Theoretische Rationalität

Die theoretische Rationalität hat als einzige Maxime die Objektivität. Keinerlei Interessen, Neigungen, Emotionen oder andere als logische Schlussfolgerungen sind in ihr erlaubt.

3.2.3. Praktische Rationalität

Im Gegensatz zur theoretischen Rationalität akzeptiert die praktische Rationalität die Einbeziehung von Interessen oder auch Neigungen in Form einer Tendenz: der Mathematiker „rechnet sich in etwas hinein“, er geht also Interessen oder auch Neigungen nach, er bezieht Stellung, obwohl er ausschließlich rational dabei vorgeht. Somit wird die Unterscheidung zwischen Vernunft und Neigung unterlaufen, diese lassen sich nicht klar trennen. Eine Voraussetzung der praktischen Rationalität ist also die Einbringung der eigenen Interessen, aber auch die der Interessen Anderer, wobei diese Interessen dann mittels Vernunftgebrauch zur Harmonie zu führen sind. Auch die praktische Rationalität verwendet ausschließlich logische Schlussfolgerungen, also keine Vorurteile, Vorwegnahmen o.ä.

3.2.4. Thesen und Antithesen zur Problematik

Eine These, welche die Erlangung eines harmonischen Ausgleichs zwischen Interessen mittels der praktischen Rationalität als unmöglich darstellt, ist der Auffassung, dass die Herstellung von Harmonie zwischen eigenen und fremden Interessen nicht möglich ist, da diese eben grundverschieden, also gegensätzlich sind.

Die Antithese besagt, dass es in Fällen, in denen Interessen eine Rolle spielen rationeller ist, diese miteinzubeziehen, als sie außen vor zu lassen. Nur so lässt sich ein sinnvoller Ausgleich, eine Harmonie erlangen.

Von Kant stammt die These, dass die theoretische Ratio als solche nicht existieren kann. Sie benötigt als Ursprung, als Motor das Interesse, und kann losgelöst von diesem weder existieren noch etwas hervorbringen.

3.2.5. Leibnizens Begriff der Harmonie

Harmonie ist für Leibniz der Ursprung allen Handelns, die dem menschlichen wie auch dem göttlichen Wirken immanente Motivation. Aus dieser Idee kam er zu der Erkenntnis, dass diese unsere Welt die beste aller Welten ist, da Gott diese Welt als einzige realisiert hat. Die

Sünden, das Böse in der Welt entstehen jedoch nicht durch Gottes Willen, sondern aus seinem Verstand (welcher die Idee der Dinge ist), aus der Struktur der Universalharmonie: diese ist im Einklang von möglichst Verschiedenem am größten (Vgl. C.p., S.51, Z.33), daher existiert das Böse zwar notwendig, nicht jedoch aufgrund Gottes Willen sondern aufgrund der notwendigen Folge der Dinge, in menschlichem Handeln aufgrund unterschiedlicher Vorstellungen von Harmonie, welche gegeneinanderspielen zur Einheit in der Universalharmonie.